

Stimmen gegen den Krieg

Beiträge 251–260

1. Annika Büsing: Unten
2. Bernd Kleber: Nie wieder?
3. Kurt Kopetzky: Ein ewig flammendes Gebet
4. Elfe Koplinger: Wer?
5. Karl Stirner: 60 tage im wald
6. Mary Nikolska: Der Blutkönig / Кровавый король
7. Sofie Morin: poesie, kriegsgebettet
8. H. E. Hengel: Ein Brief als eine Stimme gegen Krieg
9. Heino Fischer: Irgendwo, in Angst
10. Gerhard Ruiss: Ein Präsident, der beim Geheimdienst gelernt hat, weiß am besten, was Demokratie ist

Annika Büsing: Unten

Am Rande des Steinbruchs lebte ein Mann, der den Abgrund bewachte. Es war seine Aufgabe, darauf achtzugeben, dass niemand etwas hineinwarf, vor allem nicht sich selbst. Der Abgrund sollte unberührt bleiben. Hin und wieder kamen Teenager auf der Suche nach Unerbittlichkeit, der Neumond zog gelegentlich Gruppen von Verschwörern an, die keine Antworten hatten, kein Ziel, nur grenzenlose Wut. Manchmal schrie jemand hinein in die dunkle, stille Tiefe, doch bisher war jedes Flehen unbeantwortet geblieben. Der Wächter war unbewaffnet. Meist reichte es, dass er sich zeigte, und die Aufrührer verschwanden bald wieder, nachdem sie einen letzten Blick auf das Nichts geworfen hatten, das sich sinnlos, aber verführerisch aus der Erde reckte. Der Wächter hatte keine Anweisungen für den Fall, dass etwas aus dem Abgrund heraufstieg. Man hatte dieses Szenario für unwahrscheinlich gehalten. Doch eines Tages überraschte ein Gast aus der Tiefe den Mann und weckte ihn aus einem traumlosen Schlaf.

Es war kein Geräusch, das ihn weckte, mehr eine Ahnung, ein Gefühl plötzlicher Gewissheit. In der Hütte war es dunkel, die Schatten krochen träge über die Wände, ein Sirren lag in der schweren, stickigen Luft. Der Mann richtete sich in seinem Bett auf und lauschte. Auf seinem Radiowecker waren die Ziffern erloschen. Er knipste das Licht an, nahm seine Armbanduhr vom Nachttisch und warf einen Blick darauf, um sich zu vergewissern, aber die Zeiger waren stehen geblieben. Er seufzte und stand auf. Er zog sich Hose und Hemd an, nahm eine dicke Jacke vom Haken, schlüpfte ohne Socken in seine schweren Stiefel, die neben der Tür standen. Furchtlos öffnete er die Tür, die klare Nachtluft schlug ihm entgegen, sie strömte durch die Nasenlöcher direkt in sein Bewusstsein, er war mit einem Schlag wach. Er war sich nicht sicher, ob seine Stimme zu hören sein würde.

„Hallo?“, rief er, und war erleichtert über ihren deutlichen Ton. Wer auch immer sich da draußen herumtrieb, wusste jetzt, dass er nicht allein war. Das machte ihm Mut. Er schloss die Tür zum Haus hinter sich und ging ein paar Schritte.

Der Rasen war feucht und rutschig. Er drückte ihn nieder und hinterließ eine Fußspur, ein Beweis, dass er lebte, Schaden anrichtete, manchmal war es das Gleiche.

„Hallo?“, rief er noch einmal, und jetzt schien seine Stimme von weit unten widerzuhallen. Am Rande des Steinbruchs saß jemand.

Sein Herz schlug nun laut, bis unter die Schädeldecke, es war ganz sicher Furcht, ein neues, beinahe unbekanntes Gefühl. Wann hatte er sich zum letzten Mal gefürchtet? Es musste lange her sein. Doch hatte man ihn letztlich nicht wegen seiner Furchtlosigkeit zum Wächter des

Abgrunds gemacht? Die Frage erschreckte ihn. Er war immer davon ausgegangen, dass sein Mut, seine Unerschrockenheit ihn qualifizierte, aber jetzt, da er in der Kälte der Nacht vor etwas Unbekanntem stand, das ihm abweisend den Rücken zuwandte, nur ein heller Fleck in der Schwärze, da wurde ihm klar:

Sie hatten ihn nie gefragt, ob er furchtlos war. Hatten nie einen Beweis gefordert. Er blickte auf den Rücken, den Schopf, und er vermutete, es sei doch ein Teenager, der versuchte die Poesie des Wesentlichen aufzuspüren. Er ging weiter, näherte sich langsam dem Eindringling. Es erschien ihm sinnlos, noch einmal „Hallo“ zu rufen. Als er sich bis auf zwei Schritte genähert hatte, drehte der Fremde sich um.

Es war ein Kind. Vielleicht neun, zehn Jahre alt, dreckig, mit trübem Blick und aufgesprungenen Lippen. Es sah den Mann misstrauisch an. Einen Moment lang war die Spannung in der Luft beinahe greifbar.

„Bist du der Chef hier?“, fragte der Junge. Seine Stimme klang heiser, wie etwas sehr Altes.

„Ich passe auf“, sagte der Wächter.

„Worauf?“

„Auf den Abgrund.“

Der Junge schnaubte. Es mochte da, wo er herkam, ein Lachen sein.

„Nichts, worauf es sich lohnt, aufzupassen“, sagte er. „Du verschwendest deine Zeit.“

„Es ist mein Job“, sagte er Wächter.

„Du verschwendest deine Zeit“, wiederholte der Junge unbeirrt. Er drehte sich weg und holte etwas aus seiner Hosentasche. Erst als das Feuerzeug aufflammte, erkannte der Wächter, dass es Zigaretten waren.

„Bist du nicht etwas zu jung zum Rauchen?“

„Bist du nicht etwas zu alt, um dumme Fragen zu stellen?“ Sein Blick war so geringschätzig, dass er den Wächter durch die Dunkelheit hindurch beschämte. Der Junge nahm einen tiefen Zug von der Zigarette, deren Spitze das einzige Licht im Umkreis von zehn Metern war. Von der Hütte her hörte man ein Jaulen.

„Was ist das?“, fragte der Junge.

„Mein Hund“, sagte der Wächter.

„Sperrst du ihn in einen Zwinger?“

„Ja, hinterm Haus.“

„Gibst du ihm zu fressen?“

„Natürlich gebe ich ihm zu fressen.“

Der Junge nickte und zog an der Zigarette. Sein Haarschopf war dunkel, wild. Seine Augenbrauen genauso, die Züge seines Gesichts jedoch waren weich. Sie strafte die Verachtung, die er dem Wächter entgegenspuckte, Lügen.

„Du, hör mal, es ist verboten, den Abgrund zu betreten.“

„Ach ja?“ Zum ersten Mal lachte der Junge. Es klang wie Schellengeläut, weit weg. Er sah auf, dem Wächter direkt in die Augen, als wolle er darin lesen. Doch so wie es schien, lohnte sich die Lektüre nicht. Er wandte den Blick ab und sagte: „Es ist nicht davon auszugehen, dass jemand den Abgrund betreten möchte.“

„Es kommen schon manchmal Leute her“, sagte der Wächter. „Sonst wäre ich nicht hier.“

Der Junge bewegte den Kopf ein wenig. Prüfte offenbar, ob die Muskeln seines Nackens ihn noch hielten. Er zog an der Zigarette, dachte nach.

„Weißt du“, sagte er. „Es gibt da unten nichts, was irgendwie erstrebenswert wäre.“

„Aber das wissen die Leute ja nicht“, sagte der Wächter.

„Wie können sie denn etwas wollen, von dem sie nicht wissen?“

Die Frage hing in der Luft.

„Tja, ich weiß nicht“, sagte der Wächter schließlich. „Ich schätze, sie sind neugierig.“

Der Junge nickte wissend. Selbst darin lag etwas, das sagte: Wie einfallslos. Der Wächter hatte sich lange nicht so dumm, so überflüssig, so nackt gefühlt. Er wusste nichts. Nicht,

warum er seine Zeit verschwendete, nicht, was am Boden der Tiefe war, nicht was die Leute, die er davon abhielt, sich dem Abgrund zu nähern, dazu trieb, sich dem Abgrund zu nähern. Er hatte nie gefragt. So wie ihn nie jemand gefragt hatte, ob er mutig war. Aber vielleicht brauchte es auch keinen Mut, um Wächter des Abgrunds zu sein, vielleicht brauchte es Gleichgültigkeit. Plötzlich war ihm kalt.

Der Junge nahm indes einen letzten Zug von der Zigarette und warf die Kippe in den Abgrund.

„Man kann den Abgrund gar nicht betreten“, sagte er. „Das weißt du doch, oder?“

„Man kann sich hineinstürzen“, sagte der Wächter. „Hineinfallen.“

Der Junge stand auf. Seine Stimme war tiefer, jetzt da er sich aufgerichtet hatte.

„Oder hineingestoßen werden“, sagte er.

Bernd Kleber: **Nie wieder?**

Da heulten die Sirenen los. Voralarm! Hedwig nahm ihre Puppe und legte sie zärtlich auf den Koffer, der neben der Eingangstür stand. Dann schaute sie in den Vorgarten.

Ihre Eltern waren zur Tante gegangen, nun musste sie warten. Schon wummerte es an die Wohnungstür.

„Raus, Fliegeralarm, alle in den Keller, haben Sie gehört, Herr Müller?“

Hedwig öffnete und rief dem Luftschutzwart hinterher: „Wir kommen gleich, meine Eltern sind noch unterwegs!“ Er reagierte nicht, drosch schon brüllend gegen die nächste Tür.

Auf dem Treppenabsatz liefen gerade die Huberts vorbei. Hansi lächelte sie flüchtig an.

Unruhig ging Hedwig wieder zurück zum Badfenster und schaute in den Vorgarten. Das Fenster verschloss sie nicht, lehnte es an.

Stille! Die Dunkelheit senkte sich über die Stadt wie ein schwerer Umhang. Hedwig setzte sich auf die oberste Treppenstufe. Die beiden Notkoffer hatte sie neben sich platziert. Darauf lag ihre Puppe. Eine halbe Treppe tiefer konnte sie das Flurfenster erkennen.

Wo blieben ihre Eltern nur? Die Tür der Nachbarwohnung war angelehnt. Die schwarz-weiße Katze Mimi schob sich durch den Türspalt und setzte sich neben sie. Auch das Tier sah nun zum Flurfenster und schnurrte, während Hedwig sie streichelte.

Da! Wieder die Sirene. Hauptalarm! „Mimi, wollen wir nun noch in den Keller oder warten wir hier?“, fragte Hedwig. Vielleicht gab es ja gleich Entwarnung oder ihre Eltern würden ins Haus geeilt kommen. Sie hob die Katze in ihren Schoß. Das Tier schnurrte. Da! Vor ihr war etwas! Sie blickte durch das große Flurfenster und sah einen Lichterbaum. Und noch einen! Am Himmel, vor ihren Augen, entstanden viele Sternschnuppen. Sie waren keine Einbildung. Ein Funkenzauber nach dem anderen wuchs, von oben nach unten fallend, am Horizont. Nun hörte sie ein tiefes Brummen.

Oh nein! Sie wusste, dass die Flieger dieses Geräusch machten. Und sie sah die Einschläge, hell aufleuchtend, gefolgt von einem Krachen. Jedes Mal zuckte sie zusammen und zog den Kopf ein. Sie ging die Stufen rückwärts hoch und flüsterte: „Mimi, wo bist du, komm zu mir!“

Mit einem lauten Krachen flog vor ihr das Flurfenster auf, Glas klirrte und fiel zu Boden, während der Rahmen wieder zuschlug. Putz fiel von der Decke. Die Treppe bebte.

Rauchschwaden! Hedwig schrie. Sie schrie noch Minuten später, als die Sirenen Entwarnung gaben. Viele Leute liefen durch das Haus.

„Überall brennt es! Das Nachbarhaus ist weg, alles Schutt und Asche. Leute sind in unseren Keller durchgebrochen! Alle gerettet, auch deine Eltern, Hede!“ Hansi lächelte sie mit verschmiertem Gesicht an. Hedwig murmelte: „Mimi ...“ und zeigte auf die Katze. Diese lag reglos auf dem Treppenabsatz, durchbohrt von einer riesigen Glasscherbe.

Kurt Kopetzky: **Ein ewig flammendes Gebet**

Wenn eine grosse Himmelsmacht
nach ew'ger Gottesgüte sucht,
die Liebe nicht als Trug verlacht
und Leben aus Gewalt verflucht.

Dann wird der Atem Gottes still
und Schluchzen dringt aus allen Fugen
weil Unfassbares keine Stimme will
und Menschen nichts in ihre Seelen trugen.

Und was, wenn Babies Gott erreichen,
die von Gewaltssystemen hingemordet sind,
sie haben Nummern nur als Todeszeichen
und sind für alle Ahnung blind.

Verzeihen ist der Engel Flügelschlag,
den wir auf Erden schon verspüren
und Gott wird trösten Tag um Tag,
wird endlich hin zur Liebe führen.

Epilog

Und alle Macht wird dann zerfallen
Die Grausamkeiten, jeder Krieg
Und aus den dunklen Unheilskralen
Führt Menschlichkeit endlich zum Sieg.

Elfe Koplinger: **Wer?**

Gibt es bitte einen Stauffenberg, der es zumindest versucht? Gibt es bitte jemanden, der ihm Gift in den Tee mischt? Oder einen Fetzen vor das Gesicht hält?
Sie erschrickt vor sich selbst. Ist es wirklich so, dass sie sich einen Mord wünscht? Sie horcht in sich hinein. Sie hört ihr Herz schlagen, hört ihr Gewissen einen Mord verurteilen, hört ihr Gewissen reden von Aufgabe christlicher, westlicher Werte, hört Dardarman nicht, Das ist der Anfang vom Ende.
Nein, das wäre vielleicht das Ende des Anfangs. Ja, sie würde die Ermordung dieses Tyrannen in höchstem Maß begrüßen. Gewissen hin oder her, sie wünschte, er wäre tot. Sollen sie ihn an einem seiner langen Tische oder hinter einem seiner wohlgefältelten Vorhänge verkommen lassen! Kein Mitleid. Kein Erbarmen. Wie viele Menschen würden leben, wenn nur dieser eine stürbe?
Sie ahnt, es stünden Ähnliche in den Startlöchern, des Despoten Rolle zu übernehmen. Männer, ähnlich denkend wie dieser Potentat, dieser Kriegstreiber, dieses monströse Ungeheuer. Zeit würde es bringen, ein wenig Zeit. Und möglicherweise ein Weniges an Umdenken. Möglicherweise.

Was müssen sie dem Kind Wladimir angetan haben? Was müssen sie verbochen haben an ihm? Wer sind „sie“? Wer legte den Grund für ein Wesen, das seine Daseinsberechtigung aus Vernichtung und Verhöhnung anderer bezieht.

Was muss passiert sein, dass das Bedürfnis nach Bewunderung und Anerkennung niemals zu stillen war, nicht nach KGB- und Krim-„Erfolgen“, nicht nach unter Beifall seiner Vasallen verübten Journalistenmorden, nicht nach Wiederwahl, nicht nach Angeflehtwerden, auf diesen Krieg zu verzichten.

Genügen Eltern und möglicherweise Lehrer, solcherart Samen zu legen? Was braucht es, diese unselige Saat aufgehen und niemals verrotten zu lassen? Er, ein mit Sicherheit unterdrücktes, ungeliebtes Kind, ein unermesslich Bedürftiger, dessen Bedürftigkeit sich in Süchtigsein wandelt. Süchtig nach Macht, nach Befehligen, nach Verbreitung von Angst und Schrecken, süchtig, eine zitternde Masse unter und neben sich zu wissen. Das, was er dereinst zu erleiden hatte, tausend- und abertausendfach andere spüren zu lassen, egal wie, Hauptsache grausam. Es wird wohl ein erhebendes Gefühl sein für ihn.

Wie groß muss des Tyrannen Not sein, um solche Kompensationsausmaße erreichen zu müssen? Wie viele muss man als Ungeliebter umbringen und unterdrücken, um eine Daseinsberechtigung zu haben?

Sie sinniert. Sie kennt die Mechanismen im vergleichsweise sehr Kleinen. Dieses Einstampfen anderer, um selbst größer zu erscheinen.

Sie erinnert sich an ihr Lehrerinnendasein, an manche Schüler, männliche Schüler. 13, 14, 15 Jahre alt, ausgestattet mit pubertärer Präpotenz und strotzend vor Überlegenheit nach dem Peinigen ihrer Klassenkollegen. Immer kamen sie ohne nennenswerte Sanktionen davon und immer hatten sie die Genugtuung, auch Lehrer oder Lehrerin gedemütigt zu haben, da es keine Handhabe gab, irgendetwas anderes zu unternehmen als eindringlich zu mahnen, zu drohen oder gut zuzureden.

Das, was in diesem Alter vielleicht noch etwas hätte bringen können, nämlich kompetente Begleitung über einen längeren Zeitraum, gab es nicht, und kaum jemand hätte es gutgeheißen. Schläge und Demütigungen gehen schneller und kosten nichts.

Sie ruft sich Hitlers Klassenfoto in Erinnerung. Dieses zusammengezogene, schmalschultrige Bürschchen, das verloren und mit leeren Augen (oder ist der Blick schon verschlagen?) in der hintersten Reihe steht. Was musste es erleiden als Kind, was wurde ihm angetan, welche unselige Saat war es, die zum Monster auswuchs? Welche Mechanismen sind es, die Erkenntnis und Entwicklung verunmöglichen? Oder aber zur Überzeugung führen, Unverfrorenheit und Frechheit siege immer, und wer da nicht mitmache oder mitköne, müsse eben geknebeltes Fußvolk sein.

Immer gibt es die Entsprechungen im Kleinen. Ihr fallen diese türkisen Slimfit-Gauner Kurz, Schmid, Blümel und wie sie alle heißen ein. Und Strache und seine Mannen, die von ihren Geschäftsreisen in Moskau lustige Fotos posteten, die könnte man ja glatt vergessen, weil deren Untaten so überdeckt werden von ständig neu auftauchenden. Ihnen muss angesichts des russischen Kriegstreibers fast schon gedankt werden, dass sie nur Geld kosten und keine Menschenleben. Eben wegen des vertanen Geldes, der vertanen Zeit, der vertanen Chancen hat sie sich empört über die Unverfrorenheiten dieser Schnösel, hat sich geärgert über sie, aber sie hat ihnen nicht den Tod an den Hals gewünscht.

Jetzt traut sie sich zu sagen, zu schreiben, dass sie jemandem den Tod wünscht. Das ist neu. Eine neue Dimension für sie. Wie wird es Stauffenberg ergangen sein, als er den Plan fasste, als er einige wenige einweihete in seinen Plan? Wann wusste er, es tun zu müssen?

Sie hat leicht schreiben. Sie tut es ja nicht, sie wünscht sich nur, jemand würde es tun. Wie viele haben sich gewünscht, jemand würde Hitler umbringen? Tausende, Abertausende, Millionen. Kein Fragezeichen. Punkt.

Soll sie den Fernseher einschalten? Weinen muss sie und Angst überkommt sie, wenn sie sieht und hört, was der Krieg für die Bevölkerung und in weiterer Folge für ganz Europa bedeuten wird.

Sie nimmt sich vor, höchstens einmal am Tag Nachrichten zu hören und zu versuchen, sich durch die Geschehnisse nicht zu sehr deprimieren zu lassen.

Ein frommer Vorsatz.

Vielleicht, denkt sie, bringt ihn ja bald einer um.

Ihr Wissen um die Realität sagt ihr, dass es, wenn überhaupt, mit Sicherheit nicht bald geschehen werde, denn weltweit sind Waffenlobbys interessiert, Waffen erstens zu verkaufen, zweitens zu gebrauchen und drittens am besten ganz zu zerstören, denn dann können mit viel Gewinn neue produziert werden.

Trotzdem, denkt sie, vielleicht bringt ihn ja bald einer um.

Karl Stirner: **60 tage im wald**

1) alles, was den tod anbelangt, bringt mich in eine art „vorbereitungsstimmung“. es geht nicht um mich. es geht gar nix – es steht und fällt mit dem begleiten der künftigen und vergangenen. und die gegenwart – lauter leben. überall. ganz ohne kollektivhalluzination.

2) jeder weiss, was nach dem tod kommt: das, was man glaubt, das kommt. das leben nach dem tod ist das mächtigste manifest des freien willens. der tod – vielmehr das sterben – ein winziges window of opportunity, indem man das paradies erschafft. oder die hölle. oder das purgatorium. oder leben. neues leben. gott diskutier ich nicht. einfach zu toxisch, diese idee. und belanglos darüber hinaus.

3) yes, we've got it all wrong. „dafür“ gibts da keines. zeit ist es, hoffnungslosigkeit als psychohygienische strategie zu begreifen. wo die hoffnung lebt, dort wächst kein gras mehr. dort fickt dich die enttäuschung, weil du es der erwartung besorgen wolltest. weniger ist (oft) weniger. dafür aber immerhin nicht mehr.

4) was du nicht willst, das man dir tu, das lass dir auch nicht zufügen. witze sind selten witzig. „das war nur spass“. nein, wars nicht, arschloch. du musst dich grösser machen auf kosten anderer. billig – kostet nur ihre verletztheit. ein kleines trauma in ehren. wie kann man dir helfen? wie kommst du zu zivilisation?

5) nein, es ist kein schmankerl. es ist schlechtes convenience-food. vier cent pro portion in der herstellung. wasserfasten ist besser. oder nur schneemann ohne beilagen. flüssiges schulterscherzl bei zimmertemperatur. vielleicht eine portion ketchup pro wasserlacke. sag nicht „mahlzeit“ zu mir, das geht mich nichts an.

6) „es spielt keine rolle“. gut. ich spiele auch keine rolle mehr. muss mich nicht mehr verstellen oder verbiegen; nicht verlügen, nicht verlieben. die rolle rollt weg. auch gut. lieber schweigen als schwindeln. lieber wesen sein als bild. lieber erfüllung als verstopfung. lieber freund, lieber feind, fühlt euch mitgemeint.

7) sternstunde: es ist wurscht, was ich schreib. es ist nur wichtig, dass du es liest und das wars. wie schon gesagt: es geht nicht um mich – es geht uns gut. seit ewig keine not. also alles verlernt, was man zum überleben braucht: solidarität, entscheidungen in Extremsituationen, gatsch essen. scheisse ist ressource. banker kein beruf. ich hol dich in 60 tagen wieder ab aus diesem wald.

Mary Nikolska: **Кровавый король (Der Blutkönig)**

И вновь восход ... Да, новый день!
Что принесет душе моей?
Чего-нибудь хорошего?
Или ушло все в прошлое?
Где мирный быт и тот очаг,
Что нас кормил и согревал?
Где же любовь и где семья?
Кому же все оставил я?

Но, нет ... Приказ! Нам не уйти!
Нам нужно лавры принести
И водрузить на короля –
Зачем ему моя семья?
Ему нужна одна война!
Разбился мир и бой идет:
Кровавый пир – король зовет!

Поблек закат – Луна ползет
Моих ребят Земля возьмет
Не думаю, что помянут –
Ведь не для нас войну ведут!
Не дрогнет лавровый венец
От юной крови тех сердец,
Что пролита за них в бою –
А их пайки вожди сожрут!

Но, нет ... Приказ! Нам не уйти!
Нам нужно лавры принести
И водрузить на короля –
Зачем ему моя семья?
Ему нужна одна война!
Разбился мир и бой идет:
Кровавый пир – король зовет!

И вновь рассвет, и новый бой ...
У нас кровавый но ... король!
Ему – и лавры, и виват!
А слуги, правда, те – молчат!
Им, как и нам, – кормить семью
И не чужую, а свою!
И так кругом – лишь царство зла,
А нашу Землю – не узнать:
Повержена навеки в прах,
А где победа – там война!

Но, нет ... Приказ! Нам не уйти!
Нам нужно лавры принести
И водрузить на короля –
Зачем ему моя семья?
Ему нужна одна война!
Разбился мир и бой идет:
Кровавый пир – король зовет!

Der Blutkönig

Übersetzung: Franziska Bauer

Die Sonne ruft zum neuen Tag!
Was er wohl bringt, fragt mein Gemüt?
Ob er was Gutes bringen mag?
Ob sich das Gute ganz verzieht?
Wo blieb der Frieden und der Herd,
der uns gewärmt und uns genährt?
Wo meine Liebe und meine Lieben?
Wo ist das alles denn geblieben?

Doch nein ... Befehl! Man darf nicht geh'n!
Der König, er will Lorbeer seh'n,
gehisste Fahnen vorm Gesicht –
Meine Familie schert ihn nicht.
Das, was er braucht, das ist der Krieg.
Hin ist der Frieden, auf zur Schlacht,
zum Blutgelage ruft die Macht!

Die Sonne weicht dem Mondeslauf.
Die Toten nimmt die Erde auf.

Gedenken wird man ihrer nicht.
Denn nicht für uns führt man den Krieg!
Der Lorbeerkranz bleibt unbewegt
vom jungen Blut, das sich geregt,
bevor im Kampf man es vergoss.
Die Notration verschlingt der Tross.

Doch nein ... Befehl! Man darf nicht geh'n!
Der König, er will Lorbeer seh'n,
gehisste Fahnen vorm Gesicht –
Meine Familie schert ihn nicht.
Das, was er braucht, das ist der Krieg.
Hin ist der Frieden, auf zur Schlacht,
zum Blutgelage ruft die Macht!

Der Tag bringt eine neue Schlacht ...
für uns voll Blut, nicht für die Macht!
Dem König Lorbeer, dreimal Hoch!
Wer ihm zu Diensten, schweigt jedoch.
Er muss wie wir die Seinen nähren,
und wagt es nicht, sich zu beschweren.
So macht das Böse sich hier breit.
Die Welt, bis zur Unkenntlichkeit
zerstört, in Schutt und Asche liegt.
Denn wo es Sieg gibt, gibt es Krieg!

Doch nein ... Befehl! Man darf nicht geh'n!
Der König, er will Lorbeer seh'n,
gehisste Fahnen vorm Gesicht –
Meine Familie schert ihn nicht.
Das, was er braucht, das ist der Krieg.
Hin ist der Frieden, auf zur Schlacht,
zum Blutgelage ruft die Macht!

(Aus „Auf des Windes Schwingen“, zweisprachiger deutsch-russischer Lyrikband mit Originalen und Übersetzungen von Franziska Bauer und Mary Nikolska, Apollon Tempel Verlag, München 2019)

Sofie Morin: **poesie, kriegsgebettet**

die hoffnung trägt namen
wie frühling und weiter
ist nektartrunken
ist eine jahreszeit
die sich erfüllt ohne unser zutun
poesie nimmt es auf sich
wirklich zu sein
schreibt sich ungebrochen und
liest sich zart selbst

gegen den krieg
draußen tobt wut
draußen verzwergt gewissen und
keine haut bleibt mehr
undurchlässig
fürs geschrei
erschütterung zieht aus
nebenan mut eisverkrustet
schmiegt sich an den saum
eines fells das weiß
nur frieden siegt

H. E. Hengel: **Ein Brief als eine Stimme gegen Krieg**

Herr Praesident: Sehen Sie, gleich zu Beginn meines Briefes an Sie beginnen die Probleme: Wie soll man Sie ansprechen? Doch nicht etwa sehr geehrter, geschätzter, werter etc. Sie als Despoten und Kriegstreiber: das wäre wohl ein No-Go, ein Schlag ins Gesicht all der friedlich Gesinnten. Wie kann ein gebildeter Mensch, für den ich Sie bis vor kurzem gehalten habe, einen derartigen brutalen Überfallskrieg beginnen/führen? – wie seinerzeit im finsternen Mittelalter ... Gewalt ist männlich: das sollte inzwischen Jedermann/-frau klar sein. Aber Ihre Gewalt ist eine dämonische: Der Dämon als das personifizierte Üble & Negative ... Wie muss es in einem Menschen in seinem Inneren aussehen, der mit dem Drücken des Atom-Knopfes droht?; vielleicht sogar einen atomaren Weltkrieg anzetteln will: Ein Mensch, der dies tut, verdient eigentlich die Bezeichnung „Mensch“ nicht mehr ... Ich wundere mich, wie die westliche Welt Sie so viele Jahre lang komplett falsch eingeschätzt hat.

Ich habe einmal gelesen, dass Sie mit Kaiser Nero verglichen werden: Aber jener Nero hat an Lyrik- & Gesangswettbewerben teilgenommen, ist Wagenrennen gefahren und hat Theater gespielt: mit der ungeschriebenen Auflage, stets als Erster & Bester bewertet zu werden. Über sein Ende sei hier kein Wort verloren ... Sie aber habe ich noch nie singen gehört oder Theaterspielen gesehen: Ihr Gesang ist das „Lied vom Tod“ und Ihr Theaterspiel ein unfassbares Kriegs-Drama ... Herr Praesident: können Sie des Nachts wirklich noch schlafen?; oder werden Sie bereits von den Erinnyen verfolgt ... Die Welt ist inzwischen schon so weit, zu den Erinnyen zu beten – dass sie, wenn sie es nicht ohnehin schon getan haben, Ihre Spur aufnehmen und dann ihr Werk vollbringen. Ihr Flehen sollte dann ein vergebliches sein ... Herr Praesident, ich vertraue auf eine kosmische Gerechtigkeit: Diese möge dann das tun, das Sie jetzt einem ganzen Volke antun. Krieg bedeutet immer Unrecht und kann niemals eine Antwort sein!

Unwerter Herr Praesident; auch wenn Sie diesen Brief nicht lesen: Ich habe ihn geschrieben, um mein Unbehagen und meine Kritik Ihnen gegenüber zum Ausdruck zu bringen.

[Anmerkung: Und Kritik ist ja in einer Demokratie, im Gegensatz zu einer Diktatur, erlaubt ...] Es ist zu hoffen, dass dieser Krieg zu einem Kollaps Ihres Regimes führt. Es kann doch nicht sein, dass der Praesident eines (zivilisierten) Landes zu einer existenziellen Bedrohung für die Menschheit wird ... Alle Menschen mögen glücklich sein; sprach Gautama Buddha. Ohne dem großen Siddhartha widersprechen zu wollen: aber er hat dies, ohne Sie gekannt zu haben, vor bereits über 2.600 Jahren gesagt. #

In diesem Sinne verbleibe ich als ein von Ihrem Kriegstreiben Besorgter

H. E. Hengel

Heino Fischer: **Irgendwo, in Angst, am 27.2.2022**

Werter Herr Putin!

Ich schreibe Ihnen einen kurzen Brief, den Sie nie erhalten werden, aber vielleicht spricht er sich ja zu Ihnen durch. Eine naive Vorstellung, ich weiß.

Es ist hier 3:00 Uhr früh und ich kann nicht schlafen. Aber nicht, weil mich Bomben oder Granaten treffen können, sondern weil ich Angst habe.

Und weil ich mich wieder einmal geirrt habe.

Ich habe sie für intelligent gehalten.

Mir war schon klar, dass Sie die ständigen Beleidigungen und Abwertungen und die vom Westen klein geredeten Bedrohungen nicht kalt lassen können. Und mir war auch klar, dass sie als Chef einer großen Macht auch Großmachtpolitik betreiben wollen.

Aber Krieg ist keine Antwort, ich habe ihre historische Bildung überschätzt. Und ihre Klugheit, was die Folgen betrifft. Kriege zu führen ist nicht nur unmenschlich, es ist auch dumm. Sie haben mit diesem Akt nicht nur alle Vorurteile gegen Sie bestätigt, sondern jedes Verständnis auch bei allen verloren, die Sie zwar nicht gemocht haben, aber auch die Beleidigungen gegen Sie und die russische Bevölkerung widerlich fanden.

Krieg ist keine Antwort. Krieg bringt Leid, Verzweiflung und trifft in erster Linie Unschuldige. Und wenn Sie nur ein bisschen etwas aus der Geschichte ihres Landes gelernt hätten wüssten Sie das.

Diese Worte eines traurigen alten Mannes, der sein Leben lang gegen Unrecht und Krieg gekämpft hat, werden Sie nicht berühren.

Und auch nicht die Worte meiner damals 4-jährigen Tochter, die sie aufgeschrieben wissen wollte, nachdem sie am 29.12.1990 im ORF, in der „MINI ZIB“, die Vorbereitungen auf den sogenannten Golfkrieg gesehen hatte. Ich möchte sie Ihnen und allen Kriegstreibern der Welt trotzdem schicken, auch wenn sie folgenlos bleiben.

LIEBE SOLDATEN!
BLEIBT DOCH VÄTER
BLEIBT BEI DEN KINDERN
BLEIBT BEI DEN MÜTTERN
UND BLEIBT BEI DEN BABIES
UND MACHT DEN KRIEG ZU!

Gerhard Ruiss: **Ein Präsident, der beim Geheimdienst gelernt hat, weiß am besten, was Demokratie ist**

Wird der letzte hinterbliebene Regierungsgegner

Opfer eines Attentats,
ist das eine Provokation.

Darauf reagieren wir nicht.

Mit Verhaftungen, Arbeitslager und Hinrichtungen.

Hat er hinterrücks auf sich schießen lassen,

ist das eine Herausforderung
sondergleichen.

Wie sich an den Kugeln zeigt,
von denen keine seine Begleiterin getroffen hat,
die in ihn eingehängt gewesen ist:
Komm, zeig mir doch, was du am meisten liebst.
Dass er dabei gestorben sein soll und dabeibleiben will,
und sich keine Besserung zeigt,
weisen wir entschieden zurück,
in aller Betroffenheit.